



Aktion Seitenwechsel

Meilenstein der demokratischen Zivilgesellschaft

Am Nachmittag des 21. September 1891 tagte im Evangelischen Vereinshaus in Nürnberg die Gründungsversammlung des Pfarrervereins der protestantischen Landeskirche im Königreich Bayern diesseits des Rheins mit dem Sitze in Nürnberg. So klangvoll der Name im Rückblick erscheint, so wenig Neues lässt er auf den ersten Blick vermuten. Denn im Namen spiegeln sich altbekannte Prinzipien des evangelischen Kirchenwesens in Deutschland. Etwa das Territorialprinzip, nach dem die Zugehörigkeit zu einer Kirche, ihre Ordnung und Verfassung in den Grenzen einer politischen Gebietskörperschaft zu erfolgen habe. Die in ihrer Mehrzahl lutherischen Gemeinden und Pfarrer sowie die Minderheit der Reformierten unter den bayerischen Protestanten unterstanden beide der Verwaltung durch die protestantische Landeskirche diesseits des Rheins. Dazu kam das Hoheitsprinzip: Kirchenordnung war Angelegenheit des Souveräns. Pfarrer waren den Dekanen, jene als Aufsichtführende dem königlichen Konsistorium unterstellt. Erst auf den zweiten Blick wird klar, wie bahnbrechend für Kirche und Gesellschaft diese Gründungsversammlung in Wahrheit gewesen ist.

Gewissensbindung statt Untertanengeist

Wer das Protokoll jener ersten „Generalversammlung“ liest, findet dort neben den üblichen Formalia einer Vereinsgründung Hinweise auf eine handfeste Kontroverse. Die Leidenschaft, mit der sie ausgetragen wurde, ist durch den

Protokollanten in voller Länge dokumentiert: Es ging um die Frage nach der Konfessionsbindung. Nach längerer Diskussion sprach sich die Mehrheit der Anwesenden schließlich für die Formulierung aus: „Der Pfarrer-Verein steht auf dem Boden des ev[angelisch] Luth[erischen] Bekenntnisses“ (Protokoll der Generalversammlung des Pfarrervereins der prot[estantischen] Landeskirche im K[önigreich] Bayern d[iesseits] des R[heins] vom 21. September 1891).

Zunächst irritiert ein solcher Bekenntnistreit in einem Vereins der laut Satzungszweck vor allem „Zusammenschluss aller Standesgenossen“ sein sollte „zur Förderung in ihrem Amt und (...) zur Vertretung aller Standesinteressen“, insbesondere „durch Pflege des Standesbewusstseins, (...) durch Besprechung der verschiedenen Aufgaben des geistl[ichen] Amtes und allen den geistl[ichen] Stand berührenden Fragen, (...) durch Unterstützung aller zum Besten des bayer[ischen] prot[estantischen] Pfarrerstandes und seiner Angehörigen gegründeten oder noch zu gründenden Kassen und Anstalten, sowie durch außerordentliche Hilfe in Notfällen, (...) durch Geltendmachung aller idealen und materiellen Standesinteressen, insonderheit durch Abwehr jeglicher Beeinträchtigung oder Verunglimpfung des geistlichen Standes in der Öffentlichkeit, (...) durch zielbewusstes Eintreten für die Lösung aller der Kirche in der Gegenwart obliegenden Aufgaben, bzw. Unterstützung der hierfür bereits bestehenden Ordnungen und Vereine“ (ebd.). Als man dann am Spätnachmittag des 21. September 1891 die Bekenntnisfra-

Inhalt

■ Artikel	
Dr. Uwe Stenglein-Hektor, Aktion Seitenwechsel	65
Erich Puchta, Dionysos	68
Dr. Oliver Gußmann, Die jüdische Gemeinde in Rothenburg	69
Dr. Rainer Oechslen, Passion zwischen Christen, Juden und Muslimen	74
Gerhard Nörr, Christentum und Islam	76
Manuela Noack, Liebe Leserin, lieber Leser	78
■ Offener Brief	
Frauengleichstellungsstelle	73
■ Hinweise	
Forschungsprojekt	67
Werkzeug für Dienstordnung	78
■ Ankündigungen	
	79

ge per Mehrheitsbeschluss entschieden hatte, stellte sich das Problem, wie man dann die reformierten Kollegen unbeschadet ihres abweichenden Bekenntnisses mit vertreten könne. Um dies zu ermöglichen, musste man später eine Öffnungsklausel in die Satzung einfügen. Woher rührt dann die Heftigkeit der Diskussion? Vermutlich daher, dass mit der Bekenntnisbindung symbolisch eine ganz andere, schwerwiegende Entscheidung auf den Tisch kam. Nämlich die, wie man den Dienst des evangelischen Pfarrers in Kirche und Öffentlichkeit überhaupt begründen wollte: Mit dem alten Territorialprinzip? Sind Pfarrer die Religionsbeamten Seiner Majestät als dem Souverän des Landes, dem man angehört qua Geburt, also Diener der Nation? Oder nicht viel mehr Diener eines Gemeinwesens aus Mitgliedern, die sich in freier Gewissensbindung dort versammeln, mithin als mündige Bürger, qua Bekenntnis?

Demokratisches Vorbeben

Zugeben: Offene Revolte klingt anders. Umsturz war weder in Sicht noch gewollt. Aber die Gründungsversammlung in Nürnberg war eines der vielen kleinen (noch kaum wahrnehmbaren) demokratischen Vorbeben der Zeit vor und nach 1900, deren Signalwirkung erst im Rückblick deutlich werden sollte. Denn die Vereinsmitglieder votierten indirekt, aber eindeutig gegen ein überkommenes Pfarrerbild in Kirche und Öffentlichkeit, in dem sie Vertreter staatlicher Obrigkeit, ‚schwarze Polizei‘, Anstandswächter Seiner Majestät gewesen waren. Und sie entschieden sich für die selbstbewusste Annahme einer veränderten Rolle als Theologen in einer – wir würden heute sagen – demokratischen Zivilgesellschaft. Der Ausdruck war damals natürlich unbekannt. Niemand hätte ihn verstanden und die meisten hätten die Konsequenzen eines solchen Umsturzes damals noch gescheut. Aber die Zeichen der Zeit deuteten in diese Richtung. Kurz nach den ersten Pastorkonferenzen (ab 1870) und der Erstauflage des Korrespondenzblattes für die evangelisch-lutherischen Geistlichen (ab 1876), den beiden Paten des Pfarrervereins, konstituierten sich in den Ländern und der Hauptstadt des Deutschen Reiches Kommissionen zur Abfassung eines einheitlichen, Bürgerlichen Gesetzbuches (das 1900 in Kraft trat). Es war die Zeit, wo nach den großen

und bekannten diakonischen Anstalten hunderte evangelische Vereine gegründet wurden und aus vielen kleinen Spenden und Mitgliedsbeiträgen große Mittel für sozialdiakonische Zwecke generierten. Es war die Zeit, in der (etwa in Augsburger Vorstädten) evangelische Einwohner aus Eigenmitteln und in wenigen Jahren komplette Baukosten für Betsäle, Kirchen und Kindertagesstätten stemmten – ohne einen Pfennig Seiner Majestät. Verantwortung für soziale Sicherheit, Bildung und Weiterbildung durch demokratische Selbstverwaltung wurden Marker eines neuen bürgerlichen Selbst- und Standesbewusstseins. Niemand erwartete mehr im Ernst, feudale Großherzigkeit oder gnädige Fürsorge durch Ihre Gnaden (noch vor Jahrzehnten Legitimationsgrundlage und Merkmal aristokratischen Regierungsstils) könnte länger die Probleme der Gesellschaft lindern.

Offene Widersprüche

Etiketten wie ‚Bürgerlichkeit‘ und ‚Vertretung von Standesinteressen‘ klingen in heutigen Ohren verstaubt, ja reaktionär. Unter dem landesherrlichen Kirchenregiment damals signalisierten sie aber einen Aufbruch, einen radikalen Seitenwechsel im Denken und Handeln von Pfarrern. Daran ändert auch die Tatsache wenig, dass viele der Missstände und Widersprüche, wie sie der Verein aufgegriffen hat, zunächst unverändert blieben. Zumindest wurden sie also solche klar benannt. Sie auszusprechen war in der ‚Großwetterlage‘ der veröffentlichten Meinung des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts kein Tabu mehr. Dekane fanden sich immer noch in der Doppelrolle – als Pfarrer waren sie gebunden an ihre Ordination, als Vorsitzende der Kapitel königliches Aufsichtspersonal. Die Pfarrerbesoldung erschien zunehmend ungerecht und intransparent. Sie war abhängig von historischen Umständen bei der Ausstattung der Pfründe und blieb schwankend, weil gebunden an die konjunkturelle Preisentwicklung landwirtschaftlicher Erzeugnisse. Die Vertretung der Interessen sogenannter ‚nichtständischer Geistlicher‘ (Missionsprediger, Diakoniepfarrer, Hilfsprediger, Vikare und andere) ohne festdotiertes, königliches Pfarramt und damit in unsicheren Verhältnissen wurden neben der Vertretung ‚ständischer‘ Kollegen als Vereinsziel anerkannt. Korrespondenz-

blatt wie Pfarrerverein etablierten sich dabei als erfolgreiche ‚Hardware‘, als Organe zum Austrag offener Problemdiskussionen, freier Meinungsbildung in einem eigenen ‚Chatroom‘ (damit ist die zeitgenössische Selbstbezeichnung des Vereins als „Sprechsaal“ wohl am besten neudeutsch übersetzt), in einem neuen ‚Social Network‘.

Neue Sachlichkeit

Wenn man schon das soziale Netzwerk der Pfarerschaft und die ‚Großwetterlage‘ von damals mit denen heute vergleicht, sollte man natürlich einige Unterschiede mit erwähnen. Der wichtigste war wohl der, dass selbst dort, wo in Streitfragen Emotionen geweckt waren, Sachlichkeit im Ton gefragt war. Hier nur zwei Beispiele: „Ein Antrag, am Jahresfest der inn[eren] Mission eine Versammlung des Pf[arrer-] V[ereins] abzuhalten und auf derselben einen Vortrag über den Kampf gegen die Unsittlichkeit auf dem Lande [sic!] halten zu lassen, wird zur späteren Beratung zurückgestellt. Das Thema wird aber als ungeeignet befunden“ (Nürnberg, 13. Juli 1892). Und nur kurze Zeit später beantragte „[Pfarrer] Bauer – Neu-Ulm [...], der Pf[arrer-] V[erein] möge die erforderlichen Schritte tun, dass die Studentenverbindung ‚Pfarrerstochter‘ in Erlangen genötigt werde, ihren Namen zu ändern und ihr Emblem (Fahne mit weiblichem Bild ein Gebetbuch in der Hand haltend) abzulegen. Pfarrer Sucof ist entschieden gegen jeden Schritt in dieser Angelegenheiten, da genannte Verbindung mit diesem Namen eine Verletzung des Pfarrrandes nicht beabsichtigt habe, und da es sehr zweifelhaft sei, ob etwaige Schritte in dieser Sache irgendwelchen Erfolg hätten. Buchrucker wünscht, dass gegen das Aushängen der Fahne Protest eingelegt werde, aber gegen den Namen soll nichts unternommen werden. Man einigt sich schließlich dahin, dass Bühlmeyer unter der Hand anfragt, ob überhaupt etwas geschehen kann“ (Nürnberg 4. Febr[uar] 1894).

Zu Beginn des 1. Weltkriegs klingen die Äußerungen im Korrespondenzblatt und Pfarrerverein zurückhaltend, nachdenklich und besorgt. Jedenfalls im Vergleich zu den Bildern und Äußerungen, wie sie sich später ins Kollektivgedächtnis eingegraben hatten, dem sogenannten ‚Augusterlebnis‘ und seiner Kriegseuphorie vor allem Anfang 1914 (dem Monat der Generalmobilmachung und der ersten

Kriegshandlungen). Sicher ist, dass die meisten Pfarrer die Ohren näher an der Bevölkerung hatten, besser wussten, was die einfachen Leute in Wahrheit redeten (und zu Recht fürchteten) als diejenigen, deren veröffentlichte Kriegspropaganda uns über die Jahrzehnte erhalten geblieben ist und die unser rückwärtiges Bild von der Stimmung damals prägen. Neueste historische Studien bestätigen, dass vor allem die breiten Schichten der Landbevölkerung und der Arbeiterschaft vom Krieg nicht sehr begeistert waren – vorsichtig formuliert. „Das Volk denkt sehr real, und die Not liegt schwer auf den Menschen“, heißt es in einem Bericht eines Pfarrers über die Stimmung im Berliner Arbeiterbezirk Moabit (zit. nach: Deutschland und der Erste Weltkrieg. Der Mythos von der Kriegsbegeisterung, Artikel in der FAZ vom 30.7.2014). Nachweislich kursierten auch unter der bayerischen Pfarrerschaft schnell Zahlen über Gefallene aus den eigenen Reihen und ihren Familien. Und sie waren in der Regel gut informiert über Kriegspopfer in ihren Gemeinden, oft kannten sie sie ja persönlich. Vielleicht war es eine Mischung aus Entsetzen und gefühlter Hilflosigkeit, aus der heraus dann auch so kuriose Vorschläge auf die Tagesordnung der Generalversammlung des Pfarrervereins kamen wie dieser: „Dem Antrag des Dekans Engelhardt in Leipheim, Flugblätter in England verbreiten zu lassen zur Aufklärung der dort herrschenden Irrtümer, durch den Pfarrerverein, wird keine Folge gegeben“ (19. Januar 1915). Am 11. November 1918, zwei Tage nach Ausrufung der Republik in Berlin, der Abdankung Wilhelm II. und des bayerischen Prinzregenten, beschließt die Schriftleitung den Text des Korrespondenzblatts mit folgender Notiz: „Den Einfluss der Zeitgedanken auch auf uns Pfarrer scheint uns ein eingesandter Artikel zu zeigen, der aber vor der Umwälzung geschrieben wurde und so schon nicht mehr ganz zeitgemäß erscheint, weshalb wir uns begnügen, einiges aus seinem Inhalt anzudeuten: Er fordert den Pfarrerverein auf zu aktiverem Vorgehen, zur Forderung, dass die Pfarrer ihre Vorgesetzten selbst wählen (...) Wir wissen von Kollegen, dass sie am Sonntag des entthronten Königs und Kaisers (...) in ihrem Kirchengedacht haben, (...) aber wir werden einer Trennung zwischen Staat und Kirche im kirchlichen Interesse nun mit vielem Verständnis entgegensehen.“ (Korrespondenzblatt Nr. 45, 11. November

1918, lf. S. 357). Nur eine Woche später, am 18. November 1918 erschien dann unter dem Pseudonym ‚Ekklesiasticus‘ ein längerer Artikel, der einen Verfassungsentwurf für die Neuordnung der gesamten evangelische Kirche in Bayern enthält. Bemerkenswert ist, dass solche Verfassungsentwürfe selten über Nacht entstehen, auch nicht in einer Woche. Da war was in der Schublade. Inhaltlich sah der Entwurf vor, neben der gewählten Landessynode als gesetz- und haushaltsgebendem Organ fünf „Bistümer“ in München, Ansbach, Bayreuth, Würzburg und Regensburg mit jeweils einem Bischof an der Spitze zu errichten. Einer davon (mit dem Titel „Erzbischof“ in München) hätte den ständigen Vorsitz über die Konferenz der Bischöfe und der Synode. Jeder Bischof sollte dann bis zu vier weitere, ständige Mitarbeitende haben – Theologen, Juristen, Ökonomen. Neben den ehrenamtlichen Mitgliedern der Landesynode, die nur alle zwei Jahre tagen sollte, sollten also maximal rund 20 [sic!] Personen die eigentlich Leitung der evangelischen Kirche bilden. Mehr erschien weder finanzierbar noch notwendig: „Nachdem das landesherrliche Summepiskopat gefallen ist, sind alle überschüssigen Zwischenstellen zwischen Pfarramt und Bischof auszuschalten [sic!]“ (ebd., Nr. 46, 18. November 1918, lf. S. 361).

Im Rückblick klingen solche Vorschläge wie Tagträume. Aber Träume sagen eben auch viel aus über kollektiv Unbewusstes, üben Faszination aus auf ihre Urheber wie Gegner gleichermaßen. Und solche Tagträume haben Luftwurzeln in die Zukunft, selbst ihr zeitgenössischer Nährboden noch eng begrenzt ist. Klar ist: Mitglieder und Mitarbeitende von Korrespondenzblatt und Pfarrerverein haben innerhalb der evangelischen Kirche Bayerns Demokratie eingeübt, als die bürgerliche Mehrheit ihrer Mitglieder dafür noch lange nicht bereit war. Mehr noch: In beiden Institutionen haben einflussreiche Vertreter der evangelischen Kirche (ob ihnen dies immer bewusst war oder nicht) die Akzeptanz eines demokratischen Staats- und Gesellschaftssystems selbst beflügelt und ihm – wenigstens nach 1918 – gut an den Start verholten.

*Dr. Uwe Stenglein-Hektor,
Augsburg*

„Ich bin dann mal weg“ – Bayerische Sabbatees gesucht!

Forschungsprojekt im Fach Praktische Theologie

Laut Umfragen wünschen sich in Deutschland mehr als die Hälfte aller Erwerbstätigen ein Sabbatical, eine berufliche Auszeit: Für ein paar Monate oder sogar ein Jahr die Firma, die Schule, die Gemeinde hinter sich lassen – das wär’s! Rund 10% aller deutschen Unternehmen bieten ihren Angestellten eine solche Möglichkeit, für verbeamtete Lehrkräfte und Pfarrpersonen in Deutschland besteht sogar ein Recht auf ein Sabbat(halb)jahr bzw. eine Sabbatzeit. Dennoch ist die Zahl derer, die ihren Traum Wirklichkeit werden lassen, überschaubar; viele fürchten finanzielle Nachteile, bei anderen spricht die derzeitige Familiensituation dagegen, um nur zwei Argumente zu nennen. Während das Sabbatjahr bei Lehrkräften bereits relativ gut erforscht ist, liegen zu beruflichen Auszeiten bei Pfarrpersonen bislang keine empirischen Erhebungen vor. Diese Lücke möchte ich mit meinem Dissertationsprojekt schließen. Meine Arbeit bewegt sich im Themenfeld „Kirchenjahr“, nimmt die Rede vom Sonntag als „heilsame Unterbrechung“ (Karl Barth) auf und untersucht, inwiefern sich damit auch das Phänomen „Sabbatical“ beschreiben lässt. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf Ihrer Berufsgruppe, daher: Sie sind eine bayerische Pfarrerin, ein bayerischer Pfarrer (oder kennen jemanden), die/der ein Sabbatjahr bzw. eine Sabbatzeit genommen hat? Dann freue ich mich über eine Nachricht von Ihnen und bin gespannt auf Ihre Erfahrungen.

So erreichen Sie mich:
Franziska Grießer-Birmmeyer,
Friedrich-Alexander-Universität
Erlangen-Nürnberg
Lehrstuhl für Praktische Theologie
Kochstraße 6
91054 Erlangen
Mail:
franziska.griesser-birmmeyer@
fau.de

Der weinselige Gott Dionysos ist uns vermutlich unter dem Namen Bacchus eher bekannt. Ursprünglich wurde er als bärtiger Mann mit einem Efeukranz ums Haupt dargestellt, später dann als Jüngling mit einem Reh- oder Pantherfell bekleidet.

Schon angetrunken mit einer Weinschale in der erhobenen Hand und einem Kranz von Trauben im Haar hat ihn Michelangelo als jugendlichen Zecher dargestellt, an den sich ein junger bocksfüßiger Satyr anlehnt.

Dionysos war als Sohn des Göttervater Zeus und der thebanischen Königstochter Semele auf die Welt gekommen. Kein Wunder, dass Hera, die Gemahlin Zeus', eifersüchtig reagierte und den Knaben verfolgte. Man steckte ihn deshalb in Mädchenkleider und vertraute ihn fünf Nymphen an, die ihn in einer Berghöhle mit Honig und Götterspeise ernährten.

Dionysos war es, der nach alter Überlieferung die berauschte Wirkung des vergorenen Traubensaftes herausgefunden hatte. Unter seinem Namen verbreitete sich die Kultur des Weinbaus (vgl. 1. Mose 9, 20–27 Noah). Weinlaub und Efeuranken bekränzten ihn.

Als er einmal ein Schiff mietete, um zur Insel Naxos zu fahren, steuerten die Schiffsleute die asiatische Küste an, in der Absicht, ihn als Sklaven zu verkaufen. Es waren Piraten. Sie ahnten nicht, dass sie einen Gott an Bord hatten. Unterwegs blieb der Wind aus. Das Segel hing schlaff am Mast. In der anhaltenden Flaute ließ Dionysos auf Deck einen Weinstock wachsen, der den Mast umrankte. Efeu schlang sich um die Planken des Schiffes. Die Ruder verwandelten sich in Schlangen. Dionysos selbst erschien den Schiffen als reißender Löwe. Das Schiff füllte sich wie eine Arche mit gespenstisch erscheinenden Tieren. Verzaubernde Flötentöne erklangen. Wie hypnotisiert sprangen die Schiffsleute über Bord und wurden in Delphine verwandelt. Sie umkreisen und umspielen bis heute die Schiffe im weiten Meer.

In Naxos schließlich angekommen traf

Dionysos die liebe Ariadne, die von Theseus schmachvoll verlassen worden war. Er setzte ihr einen Brautkranz auf und sie schenkte ihm mehrere Kinder. Sein Kult verbreitete sich über Meer und Inseln in alle Welt. Zu seinen Ehren wurden berauschte Feste gefeiert. Er ist der Gott des Rausches und der Ekstase bis hin zum Wahnsinn. Immer wieder geschah es, dass seine Anhänger wie Drogenabhängige mit Wahnvorstellungen geschlagen wurden.

So taten sich in rauhen Winternächten wilde Weiber zusammen und streunten als Mänaden durch unwirtliches Bergland. Alles was ihnen über den Weg lief, zerrissen sie in Stücke und aßen das rohe Fleisch. Es war ihnen nicht bewusst, was sie taten. In ihrer Hand hielten sie den Thyrsosstab, der mit Efeu und Weinranken umwickelt war und an der Spitze einen Pinienzapfen trug: das Szepter des Dionysos. Den Griechen erschien dieser Gott, obschon sie ihn verehrten, auch unheimlich. Im unbegreiflichen Wahn erkannten sie dennoch einen göttlichen Funken.

Der rauschhafte und berauschte Dionysos war der Gegenpol zu Apoll, der Geist und Vernunft, Klarheit und Schönheit verkörpert. Doch musste auch Apoll erst den Drachen Python töten, ehe er sich mit Dionysos in Delphi zur gemeinsamen Verehrung bereit fand. Die Geburt der griechischen Tragödie ist mit dem Namen Dionysos verbunden. Durch den Geist Apolls fand sie die dichterische Form.

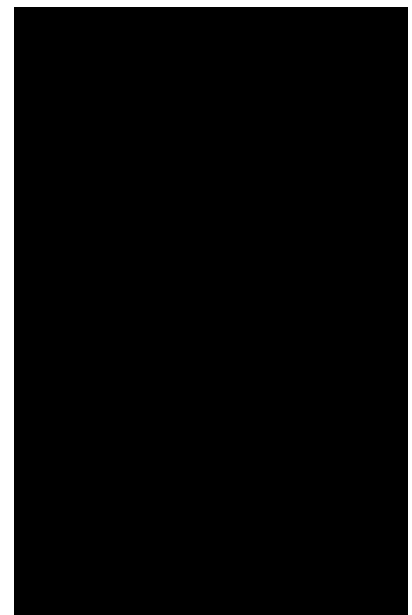
Alle griechischen Götter haben auch ihre Schattenseiten: Dionysos, der zum feuchtfröhlichen Fest einlädt, führt auch ins Delirium der Drogen. Apoll, der sonnenklare geistvolle Gott, verschießt Pfeile, die Pest wie auch jähen Tod bringen (Niobe). Hera, die Mütterliche, kann in ihrer Eifersucht grausam sein. Zeus in seiner unbändigen und ungebändigten Zeugungskraft scheint alle sittlichen Schranken zu sprengen und wird doch zum Garanten von Gastfreundschaft, Kameradschaft und Edelmut.

Nietzsche wollte den christlichen Glau-

ben im dionysischen Geist von der Schwäche der Nächstenliebe befreien und einen neuen Menschen ausrufen: den Übermenschen, der seine Moral selbst schafft.

Es ist erstaunlich, dass es dem Judentum im Passafest und dem christlichen Glauben in der Feier des Abendmahls gelungen ist, die berauschte Wirkung des Weines zu zähmen und auch das Opferblut der Tiere durch den blutroten Wein zu ersetzen, in dem sich die hingabebereite Liebe Christi spiegelt. Auf einem eindrucksvollen Bild von Max Klinger (1893–97 gemalt, Leipzig) segnet Christus die Schale, gefüllt mit Wein, die ihm Bacchus/Dionysos zum Trinken anbietet.

Erich Puchta,
Ellhofen



Die jüdische Gemeinde in Rothenburg

Toleriert und geachtet, aber auch starken antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt

„Die diesjährige Konferenz der bayrischen Lehrer stand entschieden unter einem günstigen Stern. Natur und Geschichte weben um das freundliche Tauberstädtchen (Rothenburg) einen Zauber, dem sich niemand so leicht entziehen kann. Für uns Juden kommt noch die Erinnerung an die hehre Gestalt des Maharam mi Rothenburg hinzu (gemeint ist der berühmte Talmudist, Rechtsgelehrte und Dichter Rabbi Meir ben Baruch von Rothenburg), der ja nicht nur eine ragende Geistesgröße, sondern auch ein bewundernswürdiger Charakter war.“

Mit diesen Worten berichtete die Zeitschrift „Der Israelit“ im Jahr 1908, dass man während der Jahrestagung im Sommer auch das einzigartige kulturelle Umfeld und den Erholungswert der Stadt Rothenburg wahrgenommen habe.¹ Die Tagung fand vorm Würzburger Tor im Evangelischen Vereinshaus statt, das damals einen der größten Säle in Rothenburg besaß. Der jüdische Religionslehrer Moses Hofmann, der während seiner Amtszeit die Rothenburger jüdische Gemeinde zur Blüte gebracht hatte, hatte seine Amtskollegen nach Rothenburg eingeladen. Die jüdische Geschichte aus dem Mittelalter war Vielen durch Rabbi Meir ben Baruch von Rothenburg bekannt, doch seit der Ausweisung der Juden aus Rothenburg im Jahr 1520 auf Betreiben des Hasspredigers Johannes Teuschlein hatten 350 Jahre lang keine Juden mehr in Rothenburg gewohnt, so wie in vielen anderen Reichsstädten. Ausnahmen wurden gemacht, wenn Juden gegen Zollzahlungen durch die Stadttore ziehen wollten, um in der Stadt Handel zu treiben. Die

¹ Über die Geschichte der Juden in Rothenburg durch alle Jahrhunderte informiert der Band von Andrea Kluxen und Julia Krieger (Hgg.): *Geschichte und Kultur der Juden in Rothenburg o.d.T., Franconia Judaica 7*, Würzburg 2012. Dort ist auch die ursprünglich längere Fassung des Aufsatzes zu finden. Außerdem: Cornelia Berger-Dittscheid, Art. „Rothenburg ob der Tauber“, in: Wolfgang Kraus und Berndt Hamm (Hgg.), *erarb. v. Barbara Eberhardt, u. a., Mehr als Steine... Synagogen-Gedenkband Bayern Bd. 2: Mittelfranken, Lindenberg 2010*, 542–562. Auf der Homepage www.Rothenburg-unterm-Hakenkreuz.de wird die nationalsozialistische Geschichte aufgearbeitet.

Erinnerung an die mittelalterliche jüdische Gemeinde war im 19. Jahrhundert nur mehr durch als Spolien verbaute jüdische Grabsteine im Schrannegebäude oder im Burgarten vorhanden oder durch Lokalisierungen kenntlich wie der „Judenkirchhof“ oder die „Jugendgasse“. Erst ab 1875 ließen sich jüdische Familien aus dem Umland in Rothenburg ob der Tauber erneut nieder und gründeten hier eine jüdische Gemeinde. Sie bestand nur 63 Jahre bis zur Vertreibung der jüdischen Bürger am 22. Oktober 1938, also bis zwei Wochen vor dem Novemberpogrom am 9. November 1938. Von dieser jüdischen Gemeinde soll hier die Rede sein.

Toleranzedikt von 1813 gab den Juden Niederlassungs- und Bürgerrechte

Die Wiederansiedlung von Juden in Rothenburg ist auf dem Hintergrund des rechtlichen Gleichstellungsprozesses der Juden in Bayern zwischen den Jahren 1808 und 1871 zu sehen. Seit dem Bayerischen Judenedikt vom 10. Juni 1813 durften Juden Bürgerrecht und Grundbesitz erwerben und es wurde ihnen Glaubensfreiheit zugesprochen. Am 10. November 1861 wurde der so genannte Matrikelparagraph des Bayerischen Judenediktes aufgehoben, der die Ansiedlung jüdischer Bevölkerung beschränkte. 1868 wurde durch das Gesetz über Heimat, Verehelichung und Aufenthalt die Einwanderung von Juden nach Bayern und ihre Bewegungsfreiheit vergrößert. 1871 erreichte die Bayerische Reichsverfassung zumindest auf dem Papier die rechtliche Gleichstellung für Juden. Der Anschluss Rothenburgs an das Eisenbahnnetz im Jahr 1873 bot eine wichtige infrastrukturelle Rahmenbedingung für Gewerbetreibende, zu denen auch die meisten jüdischen „Neu-Rothenburger“ zählten, darunter besonders auch mittelfränkische jüdische Viehhändler.²

² Stefanie Fischer: *Ökonomisches Vertrauen und antisemitische Gewalt. Jüdische Viehhändler in Mittelfranken 1919 bis 1939*, Göttingen, 2014.

Die Herrngasse wurde zum neuen jüdischen Wohnviertel der Stadt

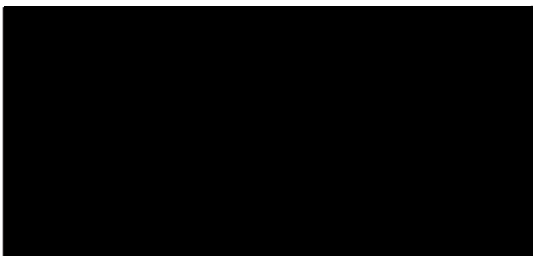
Das jüdische Geschäft Heumann & Strauss um 1900.

Die ersten Juden, die in Rothenburg in den Jahren nach 1870 sesshaft wurden, waren acht Familien mit Kindern, die noch nicht das Schulalter erreicht hatten:

Isaak Heumann (1843 bis 1906) ließ sich als Erster im Mai 1870 in Rothenburg nieder, kurz nach seiner Eheschließung mit seiner Frau Ricke, geborene Strauß in Niederstetten. Bald zog die Familie ihres Bruders David Strauß aus dem 25 Kilometer entfernten Niederstetten nach. Beide Familien wohnten in der Herrngasse 2. Heute ist in diesem Gebäude neben dem Rathaus der Christkindmarkt „Käthe Wohlfahrt“. Sie gründeten 1874 das Tuchwarengeschäft Heumann & Strauß. 1874 zog der Pferdehändler Samuel Löwenthal (1837 bis 1904) mit seiner damals noch fünfköpfigen Familie in das Haus Herrngasse 26. Heute befindet sich dort das „Hotel Burgartenpalais“. In das gleiche Haus zog auch die Familie seines jüngeren Bruders, Leopold Löwenthal (geb. 1839) mit seiner Frau Babette und drei kleinen Kindern. Die Löwenthals betrieben am unteren Ende der Herrngasse gemeinsam den Pferdehandel „Samuel & Leopold Löwenthal“. Ursprünglich stammte die Familie aus Archshofen im Taubertal. Weitere Familienmitglieder zogen 1882 von dort nach Rothenburg: Moses Löwenthal (geb. 31. Dezember 1838) und Julius Löwenthal (geboren 16. April 1848). Der Metzger Moses Goldberger (1842–1922) aus Ermershausen kam im Jahr 1874 ebenfalls mit

seiner jungen Familie nach Rothenburg und zog in das Haus Klingengasse 17/ Alte Nr. 743. Nicht weit davon, in die Klingengasse 10, zog ein Jahr später das Ehepaar Hirsch (1837 bis 1906) und Hanna (1844 bis 1902) Wurzinger mit einer fünfköpfigen Familie. Auch die Wurzingers betrieben einen Pferdehandel. Der Viehhändler Salomon Bär Levi, schon 54 Jahre alt, und seine Frau Gitta kamen 1874 ebenfalls aus Archshofen und wohnten mit ihren fünf Kindern zuerst in der Herrngasse 24. Der Händler Moses Josef Mann (1835–1912) und seine Frau Ernestine stammten aus Ermetzhofen und zogen 1874 mit ihren fünf Kindern in das Haus Rosengasse 22. Die ersten Rothenburger Juden waren also junge Familien aus dem Umland und siedelten vornehmlich zentral in Rothenburg in der Herrngasse und Klingengasse. Für die Kinder herrschte gemäß dem Judenedikt von 1813 Schulpflicht – außer in der Religionslehre, für die die jüdischen Gemeinden selbst sorgen mussten.

Eine aufblühende jüdische Gemeinde



Jüdischer Gemeinde-Anzeiger vom 3. März 1875.

Im Jahr 1875 beantragten die Rothenburger Juden die Genehmigung, eine selbstständige Kultusgemeinde zu gründen. Gründungsmitglieder der Gemeinde waren:

Moses Goldberger, Isaak Heumann, Salomon Levy, Leopold Löwenthal, Samuel Löwenthal, Moses Josef Mann (Vorstand), David Strauß und Hirsch Wurzinger. Die Gründung wurde am 27. September 1876 von der königlichen Regierung von Mittelfranken genehmigt. Gleichzeitig wurde der bereits erwähnte Religionslehrer Moses Hofmann angestellt und übernahm, wie es in den kleinen orthodoxen Landgemeinden üblich war, auch das Amt des Vorsängers und Schächters. Einen eigenen Rabbiner konnte sich die Gemeinde nicht leisten. Im Oktober 1885 schlossen sich die Rothenburger dem Distriktrabbinat

Ansbach an. Schon in den Jahren vorher hatte der Distriktrabbiner von Ansbach, Aron Bär Grünbaum (1841 bis 1893), die Gemeinde von Rothenburg verwaltet. Der höchste Stand der Gemeindeentwicklung wurde 1910 mit 100 Personen erreicht.

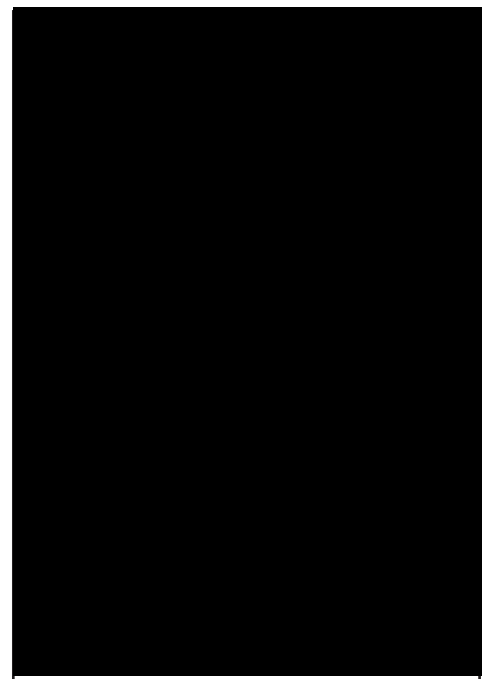
Die Entwicklung der jungen jüdischen Gemeinde war bei der Besetzung von Funktionsämtern von Kontinuität geprägt:

Karl Wimpfheimer beispielsweise hatte 42 Jahre lang das Amt des Kassiers, später des Vorsitzenden der Gemeinde inne. Der Religionslehrer Moses Hofmann, der sich ursprünglich nur kurz für Rothenburg verpflichten lassen wollte, blieb lange und schreibe 51 Jahre lang bis zum Ruhestand. Doch nach ihm geriet die Gemeinde in die Krise. Sein Nachfolger als Religionslehrer und Kultusbeamter war von Oktober 1926 bis 1929 Emil Liffgens aus Trabelsdorf bei Bamberg. Dieser unterrichtete an der Volksschule acht Stunden und am städtischen Mädchenlyzeum vier Stunden Religion. Er ging 1930 als Religionslehrer nach Memmingen. Sein Nachfolger war Siegmund Marx (1929 bis 1933). Nach Marx wurde in Rothenburg kein ausgebildeter Religionslehrer mehr angestellt. Marx wurde im April 1933 wegen „Beleidigung der Regierung“ in Schutzhaft genommen. Die Gemeindegliederzahl war bald nach Hitlers Machtübernahme so drastisch im Rückgang begriffen, dass sich die Gemeinde finanziell keinen eigenen Lehrer mehr leisten konnte. Den Religionsunterricht und die Aufgabe des Vorbeters übernahm nun der Synagogendiener Samson Wurzinger bis zur Übergabe der Synagogenschlüssel an die Stadtverwaltung. Nach der Vertreibung 1938 floh er nach Fürth, wurde von dort nach Theresienstadt deportiert, wo er starb. Damit teilte er das Schicksal vieler anderer Rothenburger Juden, die noch in der Stadt ausgehalten hatten.

Frauenverein der „Heiligen Schwesternschaft“

Die Israelitische Kultusgemeinde Rothenburg gehörte in den ersten drei Jahren zum Distriktrabbinat Welbhausen–Uffenheim, bis dieses 1880 aufgelöst wurde. In diese Zeit fällt eine Reihe von eigenständigen Vereinsgründungen der jüdischen Kultusgemeinde: 1876 wurde die „Unterstützungskasse für arme durchreisende Juden“ ge-

gründet. Diese Kasse unterstand der Verfügung des Religionslehrers. Im Jahr 1924 hatte dieser Verein 20 Mitglieder. Vorstandsmitglieder der jüdischen Gemeinde waren auch im städtischen Armenrat vertreten, wie Karl Wimpfheimer 1925. Der israelitische Frauenverein „Heilige Schwesternschaft“ wurde 1878 gegründet und viele Jahre von Helene Löwenthal geleitet. Der Zweck des Frauenvereins war die Krankenpflege und die Bestattung von Frauen. Im selben Jahr gründete sich die Arbeitsgemeinschaft für jüdische Geschichte. Solche Vereine hatten in vielen jüdischen Gemeinden die Aufgabe, Juden und Nichtjuden in die Literatur und Geschichte des Judentums einzuführen.

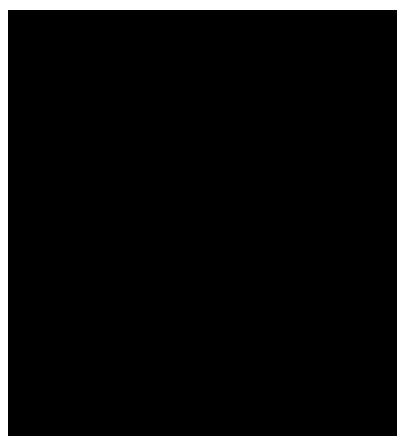


Das jüdische Gemeindehaus mit Betsaal um 1900.

Die Synagoge der jüdischen Kultusgemeinde (seit 1888)

Die orthodoxe Prägung der jüdischen Viehhändler erforderte schon sehr bald eine Synagoge. Gottesdienste wurden seit Gründung der Gemeinde in einem neuen „Betlokal“ gefeiert, für das man auch eine Mikwe baute. Die Ortslage dieses „Betlokals“ von 1875 bis 1888 ist bisher unbekannt. Vermutlich waren die Gemeindeinstitutionen anfangs in Privathäusern untergebracht, ähnlich wie in Uffenheim oder Neustadt an der Aisch.

Im Januar 1888 ließ die Jüdische Kultusgemeinde das angekaufte, im Kern mittelalterliche Wohnhaus Herrmarkt 40 (heute Herrngasse 21) umbauen und richtete im Erdgeschoss einen Betsaal ein. Die Pläne wurden von dem Bauzeichner Georg Andreas Bartelmess (1844 bis 1905) entworfen und sind im Rothenburger Stadtarchiv erhalten. Die Entwürfe („Einrichtung eines Betsaales, Versetzung der Hausthüre, Einsetzung von 2 Fenstern und Verlegung der Aufgangstreppe, für die israelitische Cultusgemeinde, in Hs. Nro. 40 am Herrmarkt dahier“) enthalten drei Bauzeichnungen, wobei die Änderungen in roter Farbe kenntlich gemacht sind.



Plan des Betsaals Herrngasse 21.

Thoraschrein und Bettisch – 5 Bänke für Männer, vier für Frauen

Der Betsaal war mit etwa 95 Quadratmetern Grundfläche sehr eng. Platz gewann man durch die Entfernung der Erdgeschosszwischenwände aus Fachwerk. Es blieben nur zwei runde Pfeiler mit Spolienkapitellen aus dem Mittelalter stehen. Der Haupteingang wurde nach Süden verlegt. Von dort aus konnten etwa 40 Männer (im Osten) und 40 Frauen (im Westen) ihre Beträume durch getrennte Eingänge betreten. Beide Räume waren durch eine Holzwand mit Gitter voneinander getrennt. An der Ostwand (Richtung Hofbronnengasse) stand der Thoraschrein, davor, in gerade einem halben Meter Abstand, ebenfalls nach Osten ausgerichtet der „Bettisch“ (Bima). Die Bänke sollen rot bepolstert gewesen sein. Zu beiden Seiten der Bima befanden sich jeweils drei Bänke für die „Knaben“. Westlich davon befand sich der Gebetsraum der Männer mit fünf Bänken und einem freien Gang zur Bima. Die Frau-

en konnten vier Bänke belegen. Für die neue Treppenanlage, Fenster, Türen und das gesamte synagogale Inventar mit Bänken, Gitter, Thoraschrein und Bima müssen umfangreiche Schreinerarbeiten notwendig gewesen sein. Leider ist keine Innenaufnahme erhalten.

Das ehemalige Waschhaus links der früheren Hofeinfahrt in der Hofbronnengasse baute man zu einer beheizbaren Mikwe (Ritualbad) um. Das erste Obergeschoss wurde mit Beratungs-, Schul- und Wohnräumen als Gemeindezentrum hergerichtet. 1913 wurde der Gemeinde eine Thorarolle gestiftet.

Nach der Vertreibung der Juden am 22. Oktober 1938 wurde das Gebäude an Geschäftsleute als Lagerraum verkauft. Der Betsaal wurde völlig entkernt und danach von verschiedenen Geschäften genutzt, heute befindet sich dort ein Modegeschäft. Der südliche Komplex und die oberen Stockwerke wurden im Jahr 2000 grundlegend renoviert und werden vom Hotel „Klosterstüble“ genutzt. Über den Verbleib der Ritualien ist nichts bekannt.

Klagestein aus dem Mittelalter entdeckt

Bei Straßenbauarbeiten entdeckte man im April 1914 am Judenkirchhof (heute Schrankenplatz) mittelalterliche Grabsteine aus den Jahren 1297 bis 1399 und den Pogrom-Gedenkstein, der mit erschütternden Worten an die Ermordung von fünfhundert Rothenburger Juden während des sogenannten Rintfleisch-Pogroms im Jahr 1298 erinnert. In den Jahren nach der Entdeckung der mittelalterlichen Grabsteine wurde Rothenburg zu einem Anziehungspunkt für jüdische Forscher und Besucher. Die Grabsteine haben heute überwiegend einen Platz in der Judaica-Abteilung des Reichsstadtmuseums gefunden.



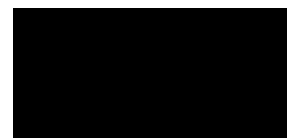
Grabstein des Josef Sohn des Eleasar aus dem Jahr 1384.

Hans Löwenthal und Moritz Gottlob fielen im Ersten Weltkrieg

Im Ersten Weltkrieg fielen auch zwei Mitglieder der jüdischen Gemeinde: Hans Löwenthal (gefallen 12. März 1915) und Moritz Gottlob (gefallen 19. September 1918). Für beide wurde im Jahr 1922 eine Ehrentafel in der Synagoge aufgestellt. Außerdem hat man sie später auf die Tafeln der Gefallenen der Weltkriege in der Blasiuskapelle im Burggarten aufgenommen.

Niedergang der jüdischen Gemeinde bis zur Vertreibung 1938

1926 gab es 28 jüdische Haushaltsvorstände in der Stadt. Vierzehn davon waren Viehhändler. Außerdem gab es das „Stoffwarengeschäft“ Heumann & Strauß in der Herrngasse 1, das Lederwarengeschäft von Leopold Westheimer in der Oberen Schmiedgasse 1, das „Kurz- Weiß- und Wollwarengeschäft“ von Karl Wimpfheimer in der Unteren Schmiedgasse 5. Der Metzger und Viehhändler Moritz Lehmann wohnte in der Oberen Schmiedgasse 18. Außerdem wohnte der jüdische Architekt Siegfried Goldberger in der Galgengasse 41. Von 1923 bis 1932 unterrichtete am Rothenburger Gymnasium der Zionist Professor Dr. David Tachauer als Lehrer für Mathematik und Physik.

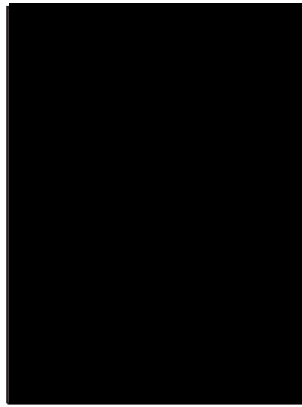


Stolperstein für Jonas Gottlob.

Wegen der Abwanderung in größere Städte, der niedrigen Geburtenrate, der Weltwirtschaftskrise 1929 und wegen zunehmender antisemitischer Vorkommnisse gingen die Gemeindegliederzahlen drastisch zurück auf 45 Personen im Jahr 1933. Die Zahlen der jüdischen Bevölkerung ab 1875 sehen so aus:

1875: acht Familien,
1891: 18 Familien,
1910: 100 Personen,
1925: 79 Personen,
1933: 45 Personen,
1935: 35 Personen,
1937: 29 Personen,
September 1938: 22 Personen,
Oktober 1938: 0 Personen.

Mit dem zahlenmäßigen Rückgang und der damit verbundenen Verarmung stand die Rothenburger jüdische Gemeinde nicht alleine da. Um die finanziellen Verhältnisse der Gemeinde stand es im Jahr 1930 katastrophal. Der Niedergang der israelitischen Kultusgemeinde hatte sich schon in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg abgezeichnet. Bis etwa 1919 kann man davon sprechen, dass die jüdischen Bürger zumindest toleriert wurden. Als Indiz dafür mag gelten, dass auf dem Fächer einer Tanzschul-Teilnehmerin am 29. April 1919 Sinnsprüche geschrieben wurden, wozu auch vier jüdische Tanzpartner beigetragen hatten.



Eine der antisemitischen Tafeln an den Toren der Stadt.

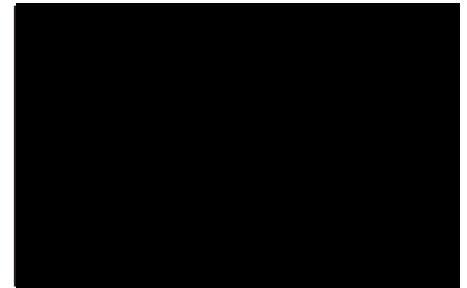
Geschichte der Aufarbeitung

Kurze Zeit nach dem Krieg wohnten noch einige versprengte jüdische „Displaced Persons“ in der Stadt. Man nahm aber von ihnen nicht weiter Notiz, weil am Karsamstag 1945 über ein Viertel der Stadt durch amerikanisches Bombardement verbrannt wurde und dabei auch etwa vierzig Einwohner ums Leben kamen.

Deshalb war man eher mit den eigenen Traumata beschäftigt. Die jüdische Geschichte der Stadt wurde einfach verdrängt, nicht nur, weil viele der an der Vertreibung beteiligten Akteure oder deren Nachkommen noch in der Stadt wohnten, sondern auch, weil man dies Touristen gegenüber zu erwähnen als beschämend empfand.

Es gelingt jedoch zunehmend, in vielen Aktionen die jüdische Geschichte der Stadt ins Gedächtnis zurückzurufen: Man kann sich durch das Jüdische Rothenburg führen lassen sowie zu Informationstafeln gehen. Eine von Realschülern entwickelte App (www.judengemeinde.de) lädt einen Rundgang zur jüdischen Geschichte im Mittelalter aufs Handy. Das Evangelische Bildungswerk betreibt unter www.Rothenburg-unterm-Hakenkreuz.de eine Homepage zur Aufarbeitung der nationalsozialistischen Geschichte der Stadt. Außerdem führt das Bildungswerk mit Unterstützung des Vereins „Begegnung Christen und Juden in der ELKB“ (BCJ) und anderen jährlich im Oktober eine Woche jüdischer Kultur „Le Chajim! – auf das Lebens!“ durch, die großen Zuspruch erfährt.

Und erst in diesem Jahr gelang es dem Verein „Alt-Rothenburg“, ein Haus in der Judengasse 10 mit einer historischen Kellermikwe zu erwerben, die nun der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden soll. Auch für das baufällige Leichenwaschhaus des jüdischen Friedhofs an der Wiesenstraße (1898 bis 1938) sucht man ein Nutzungskonzept. Es ist also trotz der leidgeprägten „Steinsituation“ einiges wieder in Bewegung in der Erinnerung an die jüdische Geschichte Rothenburgs.



Leichenwaschhaus des jüdischen Friedhofs an der Wiesenstraße.

*Dr. Oliver Gußmann,
Rothenburg*

Tanzstundenfächer mit Sinnsprüchen.

Antisemitismus war das Aushängeschild der Stadt Rothenburg

Das erste öffentlich gewordene antisemitische Ereignis läutete um 1920 eine Phase zunehmender Ausgrenzung ein: Bereits am 4. August 1920 wurden nachts Häuser jüdischer Bürger, die Synagoge und andere Häuser mit Hakenkreuzen in Teerfarbe beschmiert. Mit Zahlen greifbar ist die Stimmung im Ergebnis der Reichstagswahl vom 14. September 1930 als die NSDAP in Rothenburg 33,6 Prozent der Stimmen erhielt, während die NSDAP in anderen Bezirken nur 18,3 Prozent erreichte.

Das letzte größere Ereignis nach einer Serie von antisemitischen Aktionen bis zur Vertreibung am 22. Oktober 1938 war im August 1937 die Aufstellung der von dem Rothenburger Maler Ernst Unbehauen gestalteten „Mahntafeln“ an den Stadttoren von Rothenburg mit ihrer massiven antisemitischen Ikonographie. Touristische Besucher erfuhren so bereits an den Toren in Bild und Wort den Antisemitismus als Aushängeschild Rothenburgs.

Rothenburg in [redacted] und Frieden

24. bis 26. Juni 2016

Ort: Wildbad Rothenburg

Leitung: Dr. Oliver Gußmann, Dr. Ulrike Haerendel, Thilo Pohle, Dr. Horst F. Rupp

Inhalt: Welche Brüche und dunklen Seiten zeigt die scheinbar intakte Stadt nicht auf den ersten Blick? Die Nationalsozialisten stilisierten sie zur „deuthesten“ Stadt und machten sie zu einem Vorzeigeobjekt.

Rothenburg erlitt beachtliche Kriegszerstörungen, die man in einem schon bald einsetzenden Wiederaufbauprogramm für viele unsichtbar kaschierte. Unsichtbar blieben zum Teil bis heute auch die Belastungen durch die NS-Zeit, die Schuld, die unbewältigten Verluste, die Traumatisierungen. Herzliche Einladung, am Beispiel der Tauberstadt die Auseinandersetzung mit Geschichte im Generationendialog zu erproben!

Kosten: Teilnehmergebühr: 60 €; Verpflegung (ohne Unterkunft): 46 €; Vollpension (EZ): 133 €; Vollpension (DZ): 115 €;

Anmeldungen und Info: Telefon: 08158/251128 oder unter: niedermaier@ev-akademie-tutzing.de.

Stein, 25. Januar 2016

**Sehr geehrter Herr Landesbischof Prof. Dr. Bedford-Strohm,
sehr geehrte Damen und Herren des Landeskirchenrates,
sehr geehrte Damen und Herren des Landessynodalausschusses,**

die Evangelischen Frauen in Bayern (EFB) als Dachverband von 22 Mitgliedsorganisationen setzen sich vehement dafür ein, dass das Konzept einer CHANCENGERECHTIGKEIT in unserer Landeskirche fortentwickelt wird. Als Vertreterinnen für Frauenbelange in unseren jeweiligen Frauenorganisationen sehen und erleben wir alltäglich schmerzliche Defizite der Chancengerechtigkeit. Wir wollen uns mit diesem Zustand nicht zufrieden geben. Der lange Weg der Frauen in der Landeskirche zu einem gleichberechtigten Miteinander ist noch nicht zu Ende gegangen. Zwar wurden Schritt für Schritt Erfolge errungen, aber eine tatsächliche Verwirklichung der gerechten Teilhabe von Frauen und Männern in allen Ämtern, Werken und Institutionen, in allen Handlungsfeldern und auf allen Ebenen ist noch längst nicht erreicht. Nach Kirchenverfassung und Gleichstellungsgesetz ist unsere Landeskirche der Gleichstellung verpflichtet. Das bedeutet aber auch, die Umsetzung strategisch und planvoll zu begleiten, zu unterstützen und zu fördern. Als weitgehend ehrenamtlich tätige Vertreterinnen des Verbandsprotestantismus sind wir nicht an Kirchengemeinden gebunden. Umso dringlicher brauchen wir eine verlässliche Ansprechstelle. Deshalb appellieren wir an die kirchenleitenden Organe, bei der anstehenden Entscheidung ein klares Bekenntnis für eine starke Gleichstellungsstelle abzugeben und sich einzusetzen für eine Stabsstelle für Chancengerechtigkeit auf der Grundlage der Ordnung der Frauengleichstellungsstelle wie sie durch den Beirat der Frauengleichstellungsstelle vorgeschlagen wurde.

Gez. Vorstand der EFB

Die EFB umfasst folgende Mitgliedsorganisationen:

Aktionsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen in der ELKB

Amt für Jugendarbeit in der ELKB

Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Haushaltsführungskräfte, Förderkreis in Bayern

Communität Casteller Ring e. V.

Communität Christusbruderschaft Selbitz

Deutscher Evangelischer Frauenbund, Landesverband Bayern e. V.

Deutscher Evangelischer Frauenbund, Landesverband Bayern - Freundeskreis e. V.

Diakoninnengemeinschaft Rummelsberg

Evang. Arbeitsgemeinschaft für allein erziehende Mütter und Väter

Evang.-Luth. Diakoniewerk Neuendettelsau

Evang. Akademikerschaft in Deutschland, Landesverband Bayern e. V.

Evang. Arbeitsgemeinschaft Medien des Deutschen Evangelischen Frauenbundes, Landesverband Bayern e.V.

Fachbereich alleinlebende Frauen im Dekanat Nürnberg

Fachstelle für Frauenarbeit im Frauenwerk Stein e. V. in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

Frauenwerk Stein e.V. in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

Frauenarbeit im Gustav-Adolf-Werk Bayern e. V.

Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt der ELKB - Frauen + Arbeit

Konvent der Evang. Theologinnen in Bayern

Pfarrfrauenbund in Bayern

Team für Pfarrfrauenarbeit in Bayern

Verband für Dorfhelferinnen in Bayern e. V.

Verein für Internationale Jugendarbeit, Landesverein Bayern e. V.

Passion zwischen Christen, Juden und Muslimen

Predigt am Palmsonntag 2016

Seid so unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht. Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, war den Menschen gleich und der Erscheinung nach als Mensch erkannt. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, dass in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, dass Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes des Vaters.
Philipper 2, 5-11

Muss das sein, liebe Gemeinde?

Muss das sein, dass Jesus „sich selbst erniedrigt“?

Muss Jesus „gehorsam werden bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz“, bevor Gott ihn „erhöht“?

Palmsonntag – Jesus zieht in Jerusalem ein. Die heilige Woche beginnt. Von Kindesbeinen an weiß ich, was in den nächsten Tagen kommt:

Jesus hält eine Mahlzeit mit seinen Jüngern, ein Abendmahl. Gleich danach wird er verhaftet, verhört, gefoltert, verspottet. Man verurteilt ihn zum Tod. Er leidet und stirbt am Kreuz und wird schließlich begraben. Unerträglich wäre das, nicht auszuhalten, würde Gott ihn nicht erwecken aus dem Tod, ihn erhöhen und „den Namen geben, der über alle Namen ist“.

Noch einmal meine Frage:

Muss das sein, dass Jesus diesen Weg geht?

Ich stelle diese Frage, weil ich Christ bin und verstehen möchte, was ich glaube. Ich stelle diese Frage aber auch, weil ich zuständig bin für den interreligiösen Dialog. Unsere älteren Geschwister, die Juden, und unsere jüngeren Geschwister, die Muslime, fragen so:

Muss das sein?

Warum gehört zu eurem Glauben so etwas Schreckliches wie Folter und Tod?

Seid ihr Christen vielleicht insgeheim ins Leiden verliebt?

Einmal geschah es sehr direkt:

Es war in St. Sebald in Nürnberg. Ich besichtigte die Kirche mit einer Gruppe von Muslimen. Der Bau und die Bilder gefielen ihnen sehr. Dann blickte eine Frau nach vorn zum Altar und zum Kreuz und fragte:

„Wie hältst du jeden Sonntag diesen Anblick aus?“

Ja, wie halte ich das aus?

Wie halten wir Christen das aus?

Zu unserem Glauben gehört die „memoria passionis“, das Gedächtnis des Leidens. Durch das Gedächtnis des Leidens gehen wir in dieser Woche den Weg zur Auferstehung.

Diesen Weg können unsere jüdischen und muslimischen Freunde nicht mitgehen. Oder vielleicht doch?

Vielleicht gehen sie ihn nur anders?

Beginnen wir mit den Juden. Bei dem jüdischen Schriftsteller Joseph Roth fand ich einen kleinen Artikel „Ewige Ostern“. Da sagt Roth am Schluss:

„Es ist ein sündhafter Irrtum, dass man gekreuzigt werden muss, nur um aufzuerstehen“.

Vorher schreibt er:

„Ich weiß, dass eine ganze Anzahl Menschen so lebt, als gäbe es immer Ostern, und dass es ihnen gut geht. Sie haben den ewigen Glockenklang in den Ohren. Sie kümmern sich nicht um Verbotstafeln. Es sind die chronisch Feiertäglichen, die dauernden Spaziergänger, und sie sehnen sich nicht nach der Mühsal. Es müssten wunderbare Tage sein, denen kein schaler Morgen mehr folgte, erfüllt von der Hast des Erwerbes und von der Arbeit, die ein Segen ist für die Arbeitgeber. Ich möchte, dass unsere Morgen Gold im Munde haben, unsere Mittage festlich und stolz werden und unsere Abende nicht müder Abschluss eines Tages, sondern friedliche Dämmerpause zwischen Wachen und Schlaf. Dass der Frühling nicht eine entlehnte Freude für schnell verrinnende Stunden bliebe, sondern köstlicher Besitz.“

Joseph Roth ist in Brody in Ostgalizien geboren im Jahr 1894. Er kannte die Armut, das Elend, die Verfolgung der Juden in Polen, in Litauen, in Russland, in der Ukraine – so wie auch Marc Chagall diese Leiden kannte und Rosa Luxemburg. Wer als Jude oder Jüdin in Osteuropa aufgewachsen ist, muss an die Geschichte des Leidens nicht erinnert werden. Roth, Chagall, Luxemburg berichten von diesem Leiden, jeder und jede auf seine Weise. Aber dann feiern sie das Leben, den Frühling, der am liebsten ewig dauern soll: „Ewige Ostern“.

Alle drei machen uns Christen keine Vorwürfe – erstaunlich genug. Allenfalls geben sie uns einen Hinweis:

Bleibt im Leiden nicht stecken, liebe Christen. Denkt an das Leben und den Frühling.

Ich komme zu den Muslimen. Der Islam kann scheinbar mit der Geschichte vom Leiden Jesu noch weniger anfangen als das Judentum. Der Koran berichtet in Sure 4 davon, dass die Gegner Jesu ihn kreuzigen wollten. Dann heißt es:

„Aber sie haben ihn nicht getötet und haben ihn auch nicht gekreuzigt. Sondern es kam ihnen nur so vor. Siehe, jene, die darüber uneins sind, sind über ihn im Zweifel. Kein Wissen haben sie darüber, nur der Vermutung folgen sie. Sie haben ihn nicht getötet, mit Gewissheit nicht, vielmehr hat Gott ihn hin zu sich erhoben. Gott ist mächtig, weise.“

Diese Verse wurden und werden vielfach so verstanden, als würde der Koran alles leugnen, was am Karfreitag geschehen ist. Aber vorgestern flatterte mir eine Auslegung ins Haus, die ganz anders ist. Der Autor schreibt:

„Nach meiner Überzeugung beschreibt der Koran mit diesem Vers lediglich, dass der Versuch Jesus zu kreuzigen misslang. Jesus lebt, sowohl nach dem Zeugnis des Korans als auch nach dem Zeugnis der Evangelien. Darauf legt der Koran den Fokus, nicht auf die Details, wie das vielleicht geschehen sein könnte. Der Plan der Mächtigen schlug fehl. Sie haben weder einen unbequemen Menschen aus dem Weg geräumt, noch haben sie ihre eigene Macht nachhal-

tig gefestigt. Die Bewegung um Jesus haben sie nicht zerstört und ihn selbst nicht wirklich getötet. Dies fasst der Koran in die Worte:

„Sie haben ihn nicht gekreuzigt, nicht getötet.“ (Matthias Hofmann)

Ich weiß nicht, wie viele Muslime dieser Auslegung zustimmen würden. Vermutlich nicht sehr viele. Mir aber leuchtet sie unmittelbar ein. „Der Koran nimmt das Augenmerk weg von dem zu Tode gefolterten Menschen, hin zu einer modernen Zusammenfassung der Berichterstattung mit Blick auf die rettende Tat Gottes.“

Heute würde eine Zeitung vielleicht melden:

„Das Opfer wurde schwer verwundet in letzter Sekunde gerettet.“

Die Details der Verletzungen stehen, 600 Jahre nach der Tat, nicht mehr im Vordergrund.“

So viel vom Judentum und vom Islam. Juden und Muslime wissen vom Leid – aber ihre Botschaft ist:

Das Leben siegt. Gott ist stärker als der Tod.

Und wir Christen?

Was ist unsere Aufgabe zwischen Juden und Muslimen?

Es kann im Gespräch mit Juden und Muslimen nicht darum gehen, dass wir uns über sie erheben. Das wäre vermessener Unsinn. Vielmehr sollten wir uns fragen:

Was ist unsere spezielle, unsere besondere, unsere ganz eigene Aufgabe als Christen?

Was ist unsere Botschaft, die wir einbringen in das Gespräch der Religionen?

Also:

Was ist unsere Aufgabe in dieser heiligen Woche und darüber hinaus?

Ich denke:

Wir Christen sollen genau hinschauen, wenn es ums Leiden geht. Wir sollen uns erinnern auch an die brutalen Einzelheiten, an den Schwamm mit Essig und an die Soldaten, die über die Kleider des Hingerichteten das Los werfen.

Wir denken an Pontius Pilatus und wissen, dass nicht jeder unschuldig ist, der seine Hände in Unschuld wäscht. Wir wissen, dass auch die Repräsentanten des Staates schweres Unrecht tun können.

Wir denken an die Hohenpriester und sehen, dass Religion und Frömmigkeit nicht vor Irrtum und Verbrechen schützen.

Wir denken an die Jünger Jesu, an Petrus besonders, und erkennen, dass auch wir fähig sind zu Verrat und Verleumdung.

Warum sind wir so genau?

Warum denken wir so oft daran, wie abscheulich Menschen sein können?

Wir denken daran, weil wir uns nicht in Sicherheit wiegen wollen, weil das Abscheuliche auch zu unseren Möglichkeiten gehört, weil wir auf der Hut sein wollen, auch vor uns selbst. Allzu oft haben Christen gedacht, nur die anderen wären fähig zum Bösen – und sich damit schrecklich geirrt. Und wir denken daran, weil es um uns her Leidende gibt – in den Krankenhäusern dieser Stadt wie im Flüchtlingslager von Idomeni. Es gibt Leid bei denen, die von der Diktatur in Eritrea gepeinigt werden, und bei unseren Nachbarn und Freunden, die unter einer hartnäckigen Depression keine Hoffnung mehr sehen.

Dahin ist Jesus gegangen:

zu den Kranken und den Heimatlosen, den Gefolterten und den Schwermütigen. Er „entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward den Menschen gleich und der Erscheinung nach als Mensch erkannt“. Wir wollen so gesinnt sein wie es „der Gemeinschaft mit Christus Jesus entspricht“:

Wir wollen nicht wegschauen vom Leid der Menschen, sondern hinschauen – nicht weil wir das Leid lieben, sondern weil alles Leid verwandelt werden soll. Auch das unsagbare Leid, auch das Abscheuliche soll verwandelt werden, erhoben, erlöst.

Darum beantworte ich meine Frage vom Anfang so:

Muss das sein, muss Jesus diesen Weg gehen?

Es muss sein, weil es keine Tiefe geben darf, die ausgeschlossen wäre von der Erlösung und Verwandlung und Versöhnung.

Vor einer Woche habe ich etwas gelernt, das ich eigentlich längst hätte wissen müssen. Ich brauchte dazu Angelika Neuwirth, eine große Koranexpertin: Judentum, Christentum und Islam kommen her von einer Erfahrung des Leides – und verwandeln es in eine freudige

Mahlzeit. Das Judentum kommt her von der Unterdrückung und Ausbeutung in Ägypten, kommt her aus dem „Sklavenhaus“ – und feiert zum Gedächtnis seiner Befreiung das Passamahl. Der Islam kommt her von Erfahrung der Feindseligkeit gegen die Muslime in Mekka – und feiert zum Gedächtnis seiner Befreiung den Ramadan mit fröhlichen Mahlzeiten am Abend einen ganzen Monat lang. Das Christentum kommt her von der Geschichte des Leidens Jesu, von Folter und Tod – und feiert zum Gedächtnis seiner Erlösung das Abendmahl.

Wie schön, dass wir Abendmahl feiern dürfen, den Vorgeschmack des „ewigen Ostern.“

*Dr. Rainer Oechslen,
München*

Luther, Hexen und die Neuen Medien

Rothenburg ob der Tauber lädt zur Zeitreise durch Reformation und Renaissance. Dafür muss man anderenorts aufwendige Inszenierungen betreiben oder viel Phantasie mitbringen. Nicht so in Rothenburg. Hier ist die Stadt selbst schon die beste Bühne, um die bahnbrechenden Ideen, die Kriegswirren und wirtschaftliche Blütezeit des 15. und 16. Jahrhunderts auferstehen zu lassen. Zwei außergewöhnliche Ausstellungen und die historische Themenführung leiten Schritt für Schritt durch spannende Stadtgeschichte.

Leistungen:

- zweistündige Stadtführung „Rothenburg in Renaissance und Reformation“, inkl. Besuch der St.Jakobs-Kirche;
- Ausstellung „Luther und die Hexen“ im Mittelalterlichen Kriminalmuseum;
- Ausstellung „Medien der Reformation“ im Reichsstadtmuseum
- Umfangreiche Begleitbroschüre „Rothenburg in Renaissance und Reformation“ für jeden Teilnehmer;

Infos: www.tourismus.rothenburg.de.
Buchbar ab Oktober 2016 für Gruppen von 10 bis 20 Pers. (pro Person): 23 €

Kann ich den Koran-Versen Mohammeds dieselbe Offenbarungsqualität wie den biblischen Schriften zusprechen? Muss nicht erst am gesamten Koran die wissenschaftliche Forschung angewandt werden, die bei uns an der Bibel seit Jahrhunderten üblich ist? Muss nicht erst der Koran „entmythologisiert“ werden, wenn man ihn wissenschaftlich und theologisch ernst nehmen soll? Die wissenschaftliche Forschung am Koran hat in Europa erst begonnen.

Es ist noch viel zu wenig untersucht – im Gegensatz zu unseren Bibelforschungen – wie sich das mit dem Koran text- und kontextkritisch, literarkritisch, quellenanalytisch usw. verhält, ob der Koran wirklich original ist. Da ist so viel drin von altarabischen Gottes-Vorstellungen, vom Judentum und AT (wenn auch oft märchenhaft ausgeweitet) und von einem wohl nicht gerade orthodoxen, sondern orientalischen Christentum¹, so dass man die Frage stellen muss: Ist das denn authentisch?

War es wirklich der Erzengel Gabriel, der Mohammed in einer Höhle im Berg Hira in Trance fallen ließ und die Worte Gottes ins Herz schrieb? Ist dies ein echtes Gotteserlebnis oder vielmehr der Vision Dan.8,15-19 nachempfunden?²

Es könnte hier durchaus falsche Prophezie sein, vor der Jesus immer gewarnt hat, nämlich wie bei Matthäus 7,15

1 Wo z.B. der Hl. Geist oder die Sophia/Maria als 3. Person Gottes in eins gesetzt wurde.
2 Sowohl in Mekka wie in Medina gab es jüdische und judenchristliche Gemeinden. Vieles spricht dafür, dass Mohammed der judenchristlichen Sekte der Ebioniten begegnet ist. Im Ebionäer-Evangelium, einem verkürzten und verfälschten Matthäus-Evangelium, von dem nur Bruchstücke überliefert sind, steht: „Sie sagen, er/Christus sei nicht aus Gott, dem Vater erzeugt, sondern erschaffen wie einer der Erzengel, er herrsche aber über die Engel und alle Geschöpfe des Allmächtigen!“ Ebd.30,16, 4f In: Wilhelm Schneemelcher, Neutestamentliche Apokryphen. Band Evangelien, Tübingen 1987, S.142. Könnte Mohammed von daher die Vorstellung haben, Jesus sei nicht Gottes Sohn, sondern nur Prophet?
Vgl. Luk.1, 26ff: Gabriel bei Maria. Wird Maria deswegen im Koran so hoch gehalten? Siehe Sure 19 mit der Überschrift „Miriam“!

oder 24,11: Es werden sich viele falsche Propheten erheben und werden viele verführen!“

Und wie verbreitete sich der Islam? Durch Mission und Überzeugung oder durch Eroberungen und Gewalt?

Wie war das im 8. Jahrhundert in Jordanien, Ägypten, Libyen, Tunesien oder Marokko, im Iran und anderswo?

Und wurde danach die nichtmuslimische Bevölkerung nicht mit allen möglichen Repressalien zum Übertritt gezwungen?

Islam heißt „Unterwerfung“. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“

Die meisten „Missionierungen“ im Islam sind durch kriegerische Eroberungen vorgenommen worden und weniger durch Überzeugung. Allerdings hat es danach große friedliche Epochen gegeben mit hoher Blüte von Kunst, Kultur und Wissenschaft wie in Andalusien oder bei den Abbassiden in Bagdad oder im Iran. Der Aufruf zur Gewalt ist aber mehrfach im Koran verankert, etwa in Sure 2,191-193: „Tötet für den Weg Gottes..“³ – während bei Jesus dergleichen nie zu finden ist. Wenn Jesus sagt: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!“ (Mt10,34), so ist das nicht wörtlich, sondern geistlich gemeint wie auch der Apostel Paulus vom „Schwert des Geistes“ schreibt. (Eph.6,17). Gewiss sind auch im AT viele Gewaltszenen und Aufrufe zum Heiligen Krieg und zur Vernichtung von Mensch und Tier enthalten. Doch da ist im NT mit Paulus gesprochen „Christus des Gesetzes Ende“ (Röm.10,4) und der Hebräerbrief versteht Christus als des Blutkultes Ende „ein für allemal“ und „als Mittler des Neuen Bundes“(Hebr. Kap:7-9).

3 Sure 2, 191 zu Medina, also nach 622: „Tötet sie (die heidnischen Gegner) für den Pfad (=Religion) Gottes, wo immer ihr sie zu fassen bekommt, und vertreibt sie, von wo sie euch vertrieben haben. Der Versuch zu verführen, (Gläubige zum Abfall vom Islam zu bringen) ist schlimmer als Töten.“

Der gewalttätige Mohammed

Von daher bin ich aber sehr skeptisch, eine „Theologie der Religionen“ zu betreiben und dem Islam mit Toleranz zu begegnen. Ich kann doch nicht gutheißen, was in der 47.Sure steht: „Wenn ihr im Kriege mit Ungläubigen zusammentrefft, dann schlagt ihnen die Köpfe ab, bis ihr eine große Niederlage unter ihnen angerichtet habt. Die übrigen legt in Ketten und gebt sie, wenn des Krieges Lasten zu Ende gegangen sind, entweder aus Gnade umsonst oder gegen Lösegeld frei.“⁴

Im Kommentar dazu heißt es, die Hanifiten (auch Hanafiten, eine Rechtsschule der Sunniten) halten dieses strenge Gesetz nur für den damaligen Kampf um Bedr gegeben⁵, später aber für aufgehoben. Die Schiiten halten dasselbe für immer gegeben und glauben sich hier verpflichtet, gewalttätig vorzugehen, vgl. dazu die Praktiken der IS in Syrien und im Irak!

Gewiss steht in Sure 2. (257): „Zwingt keinen zum Glauben, da die wahre Lehre vom Irrglauben ja deutlich zu unterscheiden ist“. Das klingt tolerant, widerspricht aber den Worten 191-193 in derselben Sure 2 (vgl. Anm. 4).

4 Sure 47 genauer: „Mohammed offenbart zu Medina. (1) Im Namen Allahs, des Barmherzigen. (2) Die Werke derer, welche nicht glauben und noch andere vom Wege Allahs abwendig machen, wird Allah zunichtemachen. (5) Wenn ihr im Kriege mit Ungläubigen zusammentrefft, dann schlagt ihnen die Köpfe ab, bis ihr eine große Niederlage unter ihnen angerichtet habt. Die übrigen legt in Ketten und gebt sie, wenn des Krieges Lasten zu Ende gegangen sind, entweder aus Gnade umsonst oder gegen Lösegeld frei. Die für Allahs Religion kämpfen (und sterben), deren Werke werden nicht verloren sein. (6) Allah wird sie vielmehr leiten und die Bestrebungen ihres Herzens beglücken (7) und sie in das Paradies führen, welches er ihnen angekündigt hat. (9) Die Ungläubigen aber werden gewiss untergehen, und ihre Werke wird Allah vergeblich machen; (10) deshalb, weil sie verabscheuten, was Allah offenbarte, und darum sollen ihre Werke vereitelt sein.“

5 Bei Bedr oder Badr war 17.März 624 die entscheidende Schlacht von Medina aus gegen die Mekkaner, die Mohammed gewonnen hat.

In Sure 3, 64 (65) findet sich ein Aufruf zur (doch recht einseitigen) Ökumene: „Sag: Ihr Leute der Schrift! Kommt her zu einem Wort des Ausgleichs zwischen euch und uns. Einigen wir uns darauf, dass wir allein Allah als Gott dienen und ihm kein anderes Wesen gleich setzen, auch keinen von uns als Allah vergöttern und als unseren Herrn anerkennen. Weigern sie sich, so sprecht: Seid wenigstens Zeugen, dass wir wahrhaft gottergeben sind: (66) Ihr Schriftbesitzer, streitet doch nicht über Abraham, wurden ja die Thora und das Evangelium erst nach seiner Zeit offenbart. Abraham war weder Jude noch Christ, er war vielmehr ein (Gott) ergebener Hanif, und kein Götzendiener.“⁶

Dann schon schärfer:

Sure 3 (69): „Die ihm folgen, stehen Abraham am nächsten: der Prophet (Mohammed) und die Moslems. Allah beschützt die Gläubigen. (70) Einige der Schriftbesitzer wollen euch irreleiten, aber sie täuschen nur sich selbst und wissen es nicht. (71) Ihr Schriftbesitzer, bemängelt nicht Wahrheit mit Unwahrheit, um die Wahrheit zu verbergen, da ihr es besser wisst“.

Ganz deutlich gegen die Trinität:

Sure 4,172: „Ihr Schriftbesitzer, überschreitet nicht die Grenzen eurer Religion und sagt nichts anderes von Allah, als was wahr ist. Wahrlich, der Messias Jesus, der Sohn Marias, ist ein Gesandter Allahs, und das Wort, das er Maria niedersandte, eine Erfüllung Allahs und sein Geist. Glaubt daher an Allah und seinen Gesandten, sagt aber nichts von einer Dreiheit (Dreieinigkeit Gottes).“

Aber das war nur am Anfang. Es ist typisch, dass Mohammed, solange er noch in der Minderheit war, relativ friedliche Töne anschlug, aber nachdem er nach 622 aus Mekka vertrieben, in Medina per Krieg die Macht und die politische Mehrheit errungen hat, redete er ganz anders. Den Widerspruch zwischen beiden überwindet die islamische Theologie durch das exegetische Prinzip des Naskh, d.h. die früheren Aussagen sind durch die späteren aufgehoben. Das friedliche Verhalten früher, etwa der 2. Sure ist durch das radikale spätere Wort aufgehoben.⁷

⁶ Als „Leute der Schrift“ oder „Schriftbesitzer“ sind Juden und Christen gemeint.

⁷ So Mark A. Gabriel, Jesus und Mohammed, Resch Verlag 2006, S. 155.

Also kein Wunder, dass sich die radikalen Muslime auf dieses Gesetz Mohammeds auch heute noch berufen.

Theologie der Religionen doch möglich?

Es ist also gewiss nicht einfach mit einer „Theologie der Religionen“, und erst recht nicht mit den Muslimen, zumal wenn man wie ich als Pfarrer in vielen islamischen Ländern war und dort manche Erfahrung sammeln konnte.

Meine Feststellung ist immer wieder gewesen, von der Türkei bis Syrien und Usbekistan, von Marokko, Tunis, Libyen und Ägypten bis in den Jemen und Iran: Solange Muslime in der Minderheit sind, sind sie nett und freundlich und sogar aufgeschlossen uns gegenüber. Aber sobald sie in der Mehrheit sind, verlangen sie mehr oder weniger deutlich von diesen, sich ihrer „wahren Religion“ anzuschließen. Wir sind die „Ungläubigen“. Die vielen Ausgetretenen unter uns bestärken sie noch darin. Auf Übertritte aber ins Christentum steht die Todesstrafe. Ist das tolerant?

Deswegen bewundere ich, nebenbei gesagt, den Berliner Pfarrer, der (wohl evangelikal) in seiner Dreieinigkeitsgemeinde Muslime in unseren evangelischen Glauben einführt und tauft.

Hoffnung auf einen europäischen Dialog mit aufgeklärten Muslimen?

Wie gehen wir damit um?

Sicher repräsentiert der IS und die radikalen Moslems nicht den ganzen muslimischen Glauben. Aber solche Gewaltaufrufe sind typisch für den frühen und späteren Islam und es sind auch – wie gesagt – viele Völker um das Mittelmeer herum durch gewalttätige Eroberungen dem muslimischen Reich einverleibt worden. Man kann auch heute noch den Islam von dem Gewaltprinzip nicht freisprechen. Also ist m. E. die tolerante Öffnung zum Islam sehr kritisch und vorsichtig zu tun. Wir sehen ja in fast allen islamischen Ländern – außer vielleicht im Oman (wo ich auch war) – eine christenfeindliche Einstellung. Es gibt derzeit sehr viele Christenverfolgungen und erschreckend viele christliche Märtyrer, mehr als in früheren Zeiten.

Wie gehen wir damit in Europa um?

Es kommen nun viele Muslime zu uns durch die zahlreichen Fluchtbewegungen. Sie sind meist freundlich und offen uns gegenüber, sie sind ja in der Minderheit. Doch es sind auch einige dabei, wie wir erlebt haben, die radikalisiert sind und Anschläge planen. Kann es da wirklich einen interreligiösen Dialog mit ihnen geben?

Momentan scheint es mit einigen Gruppen möglich. Doch vergessen wir nicht, alle Muslime aus dem Orient kennen keine Aufklärung. Manche Moslemprediger in unseren Landen sind sogenannte „Hassprediger“ und rufen mitten in Deutschland zur Gewalt auf gegen Ungläubige und damit sind wir Christen gemeint! Oder bekennen sich offen zum IS (z.B. eine Moschee in Dinslaken) und werben dafür.

Daneben gibt es auch einige wenige aufgeschlossene Imame, die einen toleranteren Eindruck machen, wie den aufgeschlossenen Vorzeige-Imam aus Penzberg, der sogar in der Lukaskirche predigen durfte! (was die Landeskirche inzwischen verboten hat!)

Doch die Frage bleibt:

Kann es mehrheitlich einen aufgeklärten Islam in Europa geben, welcher den Gewalt und der Scharia absagt, den Frauen Gleichberechtigung einräumt und uns nicht mehr als „Ungläubige“ bezeichnet?

Das wäre eine echte Alternative und ein Ansatz zum wirklichen Dialog.

Nur da sehe ich trotz all meiner Skepsis ein wenig Hoffnung. Aber diese Hoffnung muss sich erst noch bewähren.

*Gehard Nörr,
Grünwald*



Die „48“ zur eigenen Orientierung nutzen – ein WERKZEUG

„Angestrebt: eine durchschnittliche Arbeitszeit von 48 Stunden pro Woche“ – so steht es in der Handreichung für die Erstellung von Dienstordnungen für Pfarrerinnen und Pfarrer der ELKB.

Und wie geht das jetzt ganz praktisch?

An der Gemeindeakademie ist ein WERKZEUG für die Beschreibung und Bewertung des eigenen Arbeitsfeldes, den ersten wichtigen Schritt bei der

Dienstordnungserstellung, entwickelt und erprobt worden. Über das Intranet der ELKB und die homepage der Gemeindeakademie (www.gemeindeakademie-rummelsberg.de) steht es Ihnen zur Verfügung.

In einem ersten Schritt unterstützt das WERKZEUG dabei, einen Überblick über die momentan geleistete Arbeit, die Gewichtung der Arbeitsfelder und die Zeitbedarfe für die einzelnen Aufgaben zu gewinnen. Dazu dient eine Visualisierung des momentanen Ist-Zustandes. In einem zweiten Schritt wird ein Bild entwickelt, wie der Dienstauftrag konkret für diesen Pfarrer, diese Pfarrerin und die Situation dieser Gemeinde wünschenswert wäre.

In der Zusammenschau dieser beiden Bilder werden in einem dritten Schritt wünschenswerte und notwendige Entwicklungen des Arbeitsfeldes erkennbar: was ist mit wem zu klären, damit der Dienstauftrag

- a) zur Person des Pfarrers, der Pfarrerin passt,
- b) zur Gemeinde und deren zukünftigen Herausforderungen passt und

c) ein angemessenes Maß – eine durchschnittliche Jahres-Wochen-Stundenzahl von 48 – nicht überschreitet.

Damit ist noch keine Dienstordnung entstanden. Konkretisiert werden jedoch die Themen und Fragestellungen, die auf unterschiedlichen Ebenen, mit unterschiedlichen Partnern (die eigene Person, das Team, der KV, die Region, der Dekanatsbezirk, die ELKB) zur Klärung anstehen. Die Dienstordnung selber ist dann ein Festhalten von (ggf. neuen) geklärten Verhältnissen.

Im Intranet der ELKB und auf der homepage der Gemeindeakademie finden Sie eine detaillierte Beschreibung des WERKZEUGS und Raster mit 48 Feldern zum Ausdrucken, mit denen eine Visualisierung leicht möglich ist. Besorgen müssen Sie nur noch Post-it-Klebezettel in drei Farben (5x5 cm).

*Susanne Schatz,
Studienleiterin Gemeindeakademie*

Liebe Leserin, lieber Leser!



Vor ein paar Tagen ist mir dieses Bild mit eben jenem Spruch begegnet – ich finde in großen Teilen passt das auf meine derzeitige Situation: Vor einem Jahr habe ich die Schriftleitung vom KORRESPONDENZBLATT übernommen und es hat mir (mit kleinen Ausnahmen) sehr viel Freude

gemacht, diese Aufgabe inne zu haben – vor allem was die Zusammenarbeit mit dem Redaktionsteam betrifft, in dem eine gute, konstruktive Arbeitsatmosphäre herrscht.

Nun aber steht für mich eben ein „Aufbruch“ an und damit verbunden auch, alte Gewohnheiten, manch unnützen Ballast und Sonstiges über Bord zu werfen.

Ich freue mich, dass ich auf dem Boot der Erneuerung angeheuert habe – auch wenn das nun eben für mich das Ende der Schriftleitung für das KORRESPONDENZBLATT bedeutet.

Ja, ich werde dem sicheren Hafen „Aufwiedersehen“ sagen, im Gepäck aber die Hoffnung, manche Pfarrerin oder manchen Pfarrer und natürlich auch manch sonstige MitarbeiterInnen aus Bayern immer mal wieder zu begegnen, sei es eben hier in Bayern oder zukünftig in

der Schweiz, wo mein Weg mich nun beruflich hinführen wird.

Ich freue mich auf die vielen neuen Eindrücke dort und werde meine Segel der Hoffnung dahin setzen und mit Zuversicht, Energie und Vorfriede einen neuen Zielhafen ansteuern.

Dem Pfarrerverein wünsche ich weiter viel Mut und Kraft für all die Aufgaben, die die Veränderungen im Bereich der Kirche so mit sich bringen, um diese gut mit zu gestalten und weiterhin ein guter „Anwalt“ der Pfarrerschaft sein zu können – vor allem in schwierigen Situationen. Dem KORRESPONDENZBLATT wünsche ich natürlich eine baldige Lösung für die Schriftleitung und dem neuen Redaktionsteam weiter so viel Elan und Lust wie bisher.

*Manuela Noack,
Schriftleitung*

Hesselberg

■ Lyrikseminar

„Lebensalter – Lebensweisheit“

17. bis 19. Juni 2016

Ort: Hesselberg

Leitung: Dr. Johannes Heiner, Werner Hajek

Inhalt: Gedichte eignen sich, die eigenen Lebenserinnerungen zu einer Einsicht in Lebenszusammenhänge, ja zur Lebensweisheit weiter zu führen. Das Lyrikseminar mit Gedichten von Rainer Maria Rilke bis Hermann Hesse ist methodisch abwechslungsreich aufgebaut: Impulse zum Verständnis und zur Interpretation von Gedichten, Gespräche in Kleingruppen, Spaziergänge am Hesselberg und angeleitete Meditationen ergeben eine anregende Atmosphäre für Seele und Geist.

■ Auch Engel machen einmal Pause – Zeit zum Aufatmen für Ehrenamtliche

15. bis 16. Juli 2016

Ort: Hesselberg

Leitung: Sabine Nollek, Dr. Christine Marx

Inhalt: Angesprochen sind alle, die sich ehrenamtlich gerne für andere einsetzen und dort helfen, wo sie gebraucht werden – u.a. auch in der Arbeit mit Flüchtlingen. Angeboten wird eine Gelegenheit zum Innehalten und Auftanken. Dabei soll man sich selbst etwas Gutes tun können. Von Freitag bis Samstag wird Zeit sein für Entspannung, kleine Geschichten und meditative Impulse.

Anmeldungen: Telefon: 09854/100 oder unter: info@ebz-hesselberg.de

PPC Nürnberg

■ Supervisionsgruppe

für PfarrerInnen

monatlich Mittwochs, 11 bis 14 Uhr

Einstieg ab 22. Juni oder 13. Juli möglich

Ort: Nürnberg

Leitung: Friedericke Bracht

Inhalt: Seien es Fragen zu Leitung und Zusammenarbeit in der Gemeinde, zur beruflichen Entwicklung, aus Seelsorge oder aus der Arbeit mit Gruppen:

Die Gruppe bietet einen geschützten Rahmen für kollegialen Austausch und fachliche Beratung.

Kosten: 40 € pro Termin

Anmeldung: Telefon: 0911/352400 oder unter: ppc@stadtmission-nuernberg.de

Schwanberg

■ Meine Geschichte(n) mit Gott

– Spirituelle Schreibwerkstatt

20. bis 22. Mai 2016

Ort: Schwanberg

Leitung: Mechthild Messer

Inhalt: Wir lauschen, halten inne, nehmen beseelt wahr. Meditative Impulse mit Methoden aus dem Kreativen Schreiben, der Biografiearbeit und der Poesietherapie helfen uns bei diesem Erkenntnisweg. Spielerisch leicht finden wir Zugang zu dem, was geschrieben werden möchte. Vielleicht entsteht ein Gedicht, ein Segensspruch, ein Gebet, kleine oder längere Geschichten, Fragmente. Wir werden die Texte mit anderen teilen, mit Herz und Ohr zuhören – in aller Freiheit – vorlesen.

Kosten: Kursgebühr: 110 €; Unterkunft und Verpflegung: 142 €

■ Zwischen Hoffnung und Verzweiflung – Wochenende für Paare mit (bisher) unerfülltem Kinderwunsch

10. bis 12. Juni 2016

Ort: Schwanberg

Leitung: Ivonne und Dietmar Kleinschroth

Inhalt: Kinderwunschaare sind mit ihrer Trauer und Verzweiflung wegen des Ausbleibens eines Kindes oft sehr allein, denn das Thema ist immer noch weitgehend ein Tabu. Das Wochenende bietet Paaren die Möglichkeit, sich mit anderen Betroffenen auszutauschen, eigenen Bedürfnissen auf die Spur zu kommen, sich ihnen zuzuwenden, zu trauern und sich (wieder) für das Leben zu öffnen. Die Teilnahme von Einzelpersonen ist nach Rücksprache mit dem Referentenpaar unter Tel. 09163/359 möglich.

Kosten: Kursgebühr: 120 €; Unterkunft und Verpflegung: pro Paar 264 €

Anmeldungen: Telefon: 09323/32128 oder unter: rezeption@schwanberg.de

Josefstal

■ Bibliolog Grundkurs

...weil jede/r etwas zu sagen hat

15. bis 19. August 2016

Leitung: Rainer Brandt, Gerborg Drescher

Inhalt: Bibliolog ist ein Weg, gemeinsam mit einer Gemeinde, mit einer Gruppe oder Schulklasse einen Text auszulegen. Der Bibliolog ermuntert zum Dialog zwischen biblischer Geschichte und Lebensgeschichte. Die Anwesenden identifizieren sich mit einer biblischen Gestalt und können sich aus dieser Rolle heraus auch äußern.

Die fünfjährige Fortbildung befähigt, mit dieser Methode zu arbeiten und schließt mit einem Zertifikat ab.

In Kooperation mit dem Gottesdienst Institut Nürnberg.

Anmeldung und Info: Telefon: 08026/975624 oder unter: studienzentrum@josefstal.de

AK Bekennender Christen

■ „Interreligiöser Dialog“

4. Juni 2016, 10.30 bis 13 Uhr

Ort: Nürnberg

Referenten: Dr. Thomas Schirmacher, Bischof Jacob Mameo, Dr. Traugott Farnbacher

Inhalt: Zurzeit wird an einer Konzeption der ELKB für den interreligiösen Dialog gearbeitet. Es gilt immer neu zu reflektieren, sowohl von praktischen Erfahrungen als auch von biblisch-theologischen Überlegungen her, wie sich in interreligiösen Begegnungen Dialog, Mission und Zeugnis zueinander verhalten.

Info: Telefon: 09352/871610 oder unter Till.Roth@elkb.de

Evangelischer Bund

■ Was ist Reformation?

3. Juni 2016, 19.30 Uhr

Ort: Würzburg

Leitung: Dr. Moritz Fischer

Inhalt: Reformation ist nicht nur Luther. Der Vortrag arbeitet vorreformatorische Anfänge heraus und führt ein in die Breite der reformatorischen Bewegung im 16. Jahrhundert. Die Schweizer Reformation wird dabei ebenso berücksichtigt wie Thomas Müntzer oder die Täuferbewegung. Auch reformatorische Bewegungen innerhalb der römisch-katholischen Kirche, die es immer wieder gegeben hat, finden ihren Platz. Und schließlich werden die „kleinen Reformatoren vor Ort“ behandelt wie z.B. Andreas Bodenstein aus Karlstadt.

Info: Telefon: 0911/2142460 oder unter ebbayern@evangelischer-bund.de

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren sind:

Elisa Kraus, am 5. März 2016 von Elisa und Martin Kraus

Kilian Jakob Steiner, 1. Kind am 17. April 2014 und **Rebekka Lilien Steiner**, 2. Kind am 27. März 2016 von Regina und Kai Steiner

Gestorben ist:

Friedhelm von Czetztritz und Neuhaus, 86 Jahre, zuletzt in Bad Brückenau, am 21. Februar in Bad Brückenau (Witwe: Mechthild)

Joachim Eckstein, 87 Jahre, zuletzt in Buchheim, am 15. März (Witwe: Dora)

Albert Strohm 86 Jahre, zuletzt in Passau, am 15. März in Passau (Witwe: Barbara)

Bad Alexandersbad

■ „Fresh expressions of church“

10. bis 12. Juni 2016

Ort: Bad Alexandersbad

Leitung: Pfarrer Andreas Beneker, Pfarrer Michael Wolf

Inhalt: Die anglikanische Kirche ist neue Wege gegangen und hat Grenzen überschritten. Mit offenem Blick für die Menschen sind dabei unterschiedlichste Projekte entstanden. Im Seminar wollen wir den Grundgedanken von „fresh x“ durchdringen und fragen, ob diese Impulse auch etwas für unsere Situation austragen.

Kosten: 151 € (EZ), 134 € (DZ)

Anmeldung: Telefon: 09232/99390 oder unter: info@ebz-alexandersbad.de

Gestorben ist:

Willi Wendler, 88 Jahre, zuletzt in Bruckmühl, am 18. März in Salzufeln (Witwe: Hajna)

Helga Körtge, 78 Jahre, zuletzt in München, am 20. März in Poing (Bruder: Hans-Heinz Körtge)

Gustav Otto Setsman, 82 Jahre, zuletzt in Ludwigsmoos, am 31. März in Ansbach (Sohn: Ben Setsman)

Das **KORRESPONDENZBLATT** ist das Blatt seiner Autorinnen und Autoren. Die Beiträge und Artikel spiegeln die persönliche Meinung der jeweiligen Verfasser wider. Insbesondere sind die Artikel nicht Meinung des Pfarrerinnen- und Pfarrervereins oder der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht bei Veröffentlichungen auf Kürzungen und die Veröffentlichung von Leserbriefen vor.

Letzte Meldung

Anrufbeantworter:

Die Anmeldung zu einem Chorprojekt: „Also mein Mann ist Tenor und ich bin Alt.“

Oder:

„Das ist die Dame vom LKA. Das kann auch in die Tonne.“

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, **Adressänderungen sowie Änderungen Ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an:
Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
Friedrich-List-Str. 5
86153 Augsburg
Telefon: 0821/56974810,
Fax: 0821/56974811,
Mail: info@pfarrerverein.de

Impressum

Manuela Noack, Kreuzlach 11b, 91564 Neuendettelsau
Schriftleitung: Ab 1. Mai 2016 vakant
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten).
Erscheint 11 Mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite
www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Redaktion: Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen bei Artikeln und Beiträgen und auch die Veröffentlichung von Leserbriefen vor.

Anzeigen und Druck: Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o.d.T., Tel. 09861/400135, Fax.: 09861/400154.

Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Corinna Hektor, Geschäftsstelle: Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg, Tel. 0821/56974810, Fax 0821/56974811, Mail: info@pfarrerverein.de.